

Augsburg 1046–1215. – Wilhelm Störmer, Die kirchliche Ordnung in Franken 1046–1215. – Karl Schnith, Das Spätmittelalter von 1215 bis 1517. Altbayern. – Franz Machilek, Schwaben und Franken. – Ulrich Faust, Klosterleben. Die Prälaturenorden im Spätmittelalter. – Isnard Frank, Mendikantenorden. – Dieter J. Weiß, Die Ritterorden. – Ders., Der Antoniterorden. – Johannes Schneider, Geistiges Leben. Die Theologie im Raum des heutigen Bayern. – Alexander Patschovsky, Häresien. – Walter Berschin, Lateinische Literatur des Mittelalters aus der Stadt und dem Bistum Augsburg. – Johannes Staub, Lateinische Literatur des Mittelalters aus Altbayern. – Zum Kapitel „Lateinische Literatur des Mittelalters aus Franken“: Günter Bernt, Das Bistum Würzburg; Benedikt Konrad Vollmann, Die Diözese Eichstätt; Birgit Gansweidt, Das Bistum Bamberg; Benedikt Konrad Vollmann, Nürnberg. – Hans Pörnbacher, Die volkssprachliche geistli-

che Literatur des Mittelalters in Bayern. – Fridolin Dressler, Bibliotheken. – Helmut Flachenecker, Kirche und Bildung im Früh- und Hochmittelalter. – Eugen Paul, Religiös-kirchliche Sozialisation und Erziehung. – Hans Schmid, Kirchlicher Alltag. Musik in Liturgie und Frömmigkeit. – Walter Pötzl, Volksfrömmigkeit. – Uta Lindgren, Caritas und Fürsorge in Bayern. – Ludwig Holzfurtner, Kirche als Grundherr im Mittelalter. – Walter Haas, Kirchenbau und Kirchengestaltung.

Ein Anhang mit einem Verzeichnis der Bischöfe, Weihbischöfe und Generalvikare von den Anfängen bis zur Reformation (von Stefan Miedaner, Josef Urban, Brun Appel, Sigmund Benker, Herbert Wurster, Paul Mai, Ernst Hintermaier und Erik Soder von Guldenstubbe) sowie ein Register (von Hey Wellano und Renate Wenck) schließen das opus magnum ab.

München

Manfred Heim

Neuzeit

Jakubowski-Tiessen, Manfred (Hrg.): Krisen des 17. Jahrhunderts. Interdisziplinäre Perspektiven (= Sammlung Vandenhoeck), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 1999, 126 S., ISBN 3-525-01377-9.

Aus Anlaß des 60. Geburtstags von Hartmut Lehmann (1996) fand im Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen ein Symposium statt, das in diesem Band teilweise dokumentiert ist (zwei der gehaltenen Vorträge fehlen; ein Beitrag fand zusätzlich Aufnahme). Das Thema nimmt ein wichtiges Leitmotiv aus dem Œuvre des Geehrten auf (vgl. die Liste seiner einschlägigen Arbeiten 23, Anm. 1), und die einzelnen Beiträge behandeln es je auf ihre Weise unter der vom Hrg. formulierten Leitfrage, „inwieweit sich im gesellschaftlichen und vor allem im kulturellen Bereich Widerspiegelungen und Reaktionen auf Krisenerscheinungen und Umbrucherfahrungen feststellen lassen“ (9). So entsteht eine Reihe von ganz unterschiedlich gestalteten Einzelbildern, zwischen denen aber doch deutliche thematische Verbindungen bestehen; den Leser erwartet kein bloß zufälliges Aggregat, sondern ein Ensemble, das im Ganzen wahrgenommen werden will. – *Lehmann* selbst bilanziert unter dem Titel „Die Krisen des 17. Jahrhunderts als Problem der

Forschung“ exemplarisch die Rezeption seiner eigenen Impulse in der Fachdiskussion und plädiert, auch eigene frühere Thesen modifizierend (14 f.), für eine differenziertere Sichtweise der ereignis- und mentalitätsgeschichtlichen Zusammenhänge, die zu der pauschalisierenden Rede von der „Krise des 17. Jahrhunderts“ geführt haben. Methodisch bedeutet das, daß die Dokumente subjektiver Problem- oder Krisenerfahrung mindestens ebenso ernst genommen werden müssen wie die im Rückblick als solche erscheinenden objektiven Krisenphänomene („Zweite Eiszeit“, Dreißigjähriger Krieg; vgl. 16–20), und „daß wir die Vorstellung von einer ‚Gesamtkrise des 17. Jahrhunderts‘ zunächst suspendieren und uns auf die Erforschung der vielen Krisen jener Epoche konzentrieren sollten“ (16). – In seinem kirchenhistorischen Beitrag legt *Joh. Wallmann* „Reflexionen und Bemerkungen zur Frömmigkeitskrise des 17. Jahrhunderts“ vor. Anknüpfend an eine Debatte zwischen Lehmann und U. Sträter unternimmt er eine weiterführende Präzisierung der von W. Zeller etablierten Rede von der „Frömmigkeitskrise des 17. Jahrhunderts“. Die beiden von Zeller als Hauptindikatoren dieser Krise beanspruchten Schriftsteller, Philipp Nicolai und Johann Arndt, repräsentieren völlig

unterschiedliche Spielarten von Krisenbewußtsein: Während Nicolai unter Benutzung eigenständig-kreativ verarbeiteter Motive der bernhardinischen Mystik Glaubenstrost angesichts der Pestkatastrophe vermitteln will, ist die „Frömmigkeitskrise“, die Arndt bezeugt und die er unter Rückgriff auf die taulersche Mystik therapiert, „zunächst ein Konstrukt. Diese Krise wird nur von denjenigen erkannt, die dem Ruf zur Buße und zum wahren Christentum folgen“ (30). Nicolai ist kein Kirchenreformer und kein Bußprediger, und Arndt ist kein Tröster. Von besonderem Interesse sind dann Wallmanns wirkungsgeschichtliche Notizen: Seit der Jahrhundertmitte bricht die Rezeption der großen lit. Werke Nicolais ab, während Arndts „Vier [später: Sechs; M.O.] Bücher vom Wahren Christentum“ so angereichert werden, daß sie auch Trostfunktionen übernehmen können (34f.). Durch eine Gegenprobe an Spener belegt Wallmann abschließend seine These, daß Arndt, ganz anders als Nicolai, eine spezifische „Frömmigkeitskrise“ repräsentiert, die „von einer durch äußere Not und Mangel gekennzeichneten speziellen oder auch allgemeinen Krise des 17. Jahrhunderts abgekoppelt werden muß“ (35). – In seinem Beitrag „Poetische Selbstbehauptung. Zur ästhetischen Krisenbewältigung in der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts“ legt *Georg Braungart* in minutiösen Textanalysen dar, wie Paul Fleming und Andreas Gryphius mittels der *aemulatio*, des kalkulierten und begrenzten Verstoßes gegen poetologische Normen (53f.), dichterisch Konzeptionen sich autonomisierender Subjektivität andeuten. So kommen die Gedichte, die Braungart vorstellt, nicht nur inhaltlich, sondern auch formal als „Strategien der Krisenbewältigung durch die ästhetische Leistung“ (46) zu stehen. – Denkbar gering veranschlagt *Fr.-W. Krummacher* („Wandlungen oder Krisen? Über musikhistorische Prozesse im 17. Jahrhundert“) die nachweisbare musikgeschichtliche Bedeutung der Krisen des 17. Jh.s. Die „neue Ordnung der Tonalität und des Taktsystems“ (61), die in den Jahrzehnten um 1650 Platz griff, läßt sich ebensowenig einlinig aus den krisenhaften Zeitaläufen herleiten wie etwa Klagen über Einschränkungen der Besetzungsmöglichkeiten, Wechsel in musikalischen Gattungen oder Umschichtungen in den Verbreitungsformen musikalischer Literatur (Abnahme des Notendrucks, Zunahme der handschriftlichen Überlieferung): „Daß Musik weniger als andere Lebensbereiche

externe Momente reflektiert, ist in der Sache selbst begründet. Je gelungener sie ist, um so mehr löst sie sich von ihrem Hintergrund“ (70). – Zu andersartigen Schlüssen gelangt *Lars Olof Larsson* in seiner Studie „Ästhetische Innovation als Krisenbewältigung? Die Entdeckung der Landschaft in der niederländischen Kunst um 1600“. Zweifelsohne trifft der Begriff „Krise“ die politisch-sozialen Verhältnisse in den Niederlanden während des genannten Zeitraums (75). Aber die kunstgeschichtlichen Entwicklungen lassen sich nicht als existentiell motivierte Strategien der Krisenbewältigung deuten. Dennoch sind sie von den politisch-sozialen Entwicklungen deutlich mitbeeinflusst, sofern sich nämlich durch diese das Profil der Nachfrage nach der Ware „Bild“ durchgreifend änderte: „Mit der Reformation verloren die Künstler fast vollständig ihr wichtigstes Arbeitsfeld, die kirchlichen Aufträge. [...] Aus der historischen Perspektive betrachtet war die Antwort auf diese katastrophale Lage die Entwicklung des profanen Tafelbildes zur Massenware, und damit zusammenhängend die Entwicklung profaner Bildgattungen, wie die Landschaft, das Stilleben, das Genre etc.“ (75). Skeptisch registriert Larsson konkurrierende Deutungsversuche, die in den profanen Bildern dann doch wieder Botschaften entdecken wollen, die sich als Versuche der Krisenbewältigung deuten lassen (v.a. Vanitassymbolik): „Hier liegt die methodische Schwierigkeit darin, zwischen dem Ausdruck eines traditionellen und zu allen Zeiten lebendigen christlichen Bewußtseins, in einer Welt voller Bedrohungen und Vergänglichkeit zu leben, und einer für das 17. Jahrhundert spezifischen Krisenempfindung zu unterscheiden“ (86). Eine Sonderstellung im Kreise der anderen Beiträge nimmt der Aufsatz von *Rudolf Schenda* ein („Kulturkonflikte in Kommunikationsweisen des 17. Jh.s im westlichen Europa. Ein Problemaufriß“). *Zum einen*: Er untersucht primär nicht kulturelle Oberschichtenphänomene. *Zum andern*: Er konstatiert, daß von einer Krise im 17. Jh. anders als in früheren oder späteren Zeiträumen „weder im Umkreis der Printmedien noch im Bereich der Körper- oder Zungensprachen“ (110) die Rede sein kann. Eingangs stellt er in scholastischer Manier die These auf, für die Unterschichten lasse sich im 17. Jh. die Frage, wer wie mit wem kommuniziert habe, gar nicht beantworten, um sie dann zu widerlegen. An einer Reihe von Themenfeldern, die von der „Körpersprache“ (Gewalt) in der Ehe, in Raufhändeln, im Krieg

und in der Medizin (93–99) bis zum „Austausch von Höflichkeiten“ (109) reicht, zeigt er mit faszinierendem Facettenreichtum, daß sich über alltägliche Kommunikationskultur selbst wie über Versuche zu deren Hebung sehr viel ausmachen läßt – wenn man nur die richtigen Quellen (vom Roman bis zum Tagebuch und zum Verhörprotokoll) methodisch richtig liest. Kirchengeschichtlich bedeutsam ist folgende Feststellung: „Den großen Schwung der schönen Rede, die Kunst der Rhetorik und das nicht-alltägliche Vokabular lernen die meisten Menschen des 17. Jh.s durch das Anhören von Predigten und durch das Zuhören, wenn das Wort Gottes vorgelesen oder nacherzählt wird“ (107).

Insgesamt bezeugen die Arbeiten miteinander die Problematik wie die Unentbehrlichkeit des historischen Deutebegriffs „Krise“: Je weiter er, gemäß der Quellenlage, ausdifferenziert wird, desto weniger tauglich wird er als interpretatorischer Generalschlüssel. Aber auch in dieser problematisierten Weise hält er doch immer noch die Frage nach der Gesamtsignatur eines Zeitalters offen. Und so bezeugt der Krisenbegriff gerade durch seine Aporien den wechselseitigen Verweisungszusammenhang von Einzelforschung und Gesamtdeutung.

Lehmann, der in seiner Arbeit immer wieder die Angewiesenheit von Kirchen- und Allgemeingeschichte aufeinander beispielhaft verdeutlicht, hat mit dieser Sammlung von Studien, die durchgängig auf seine Thesen und Forschungen Bezug nehmen, eine Anerkennung seines bisherigen Wirkens erhalten, die ihm Anlaß zu froher Rückschau und Anstöße zu weiterer Arbeit geben dürfte.

Wuppertal

Martin Ohst

Schöllkopf, Wolfgang: *Johann Reinhard Hedinger (1664–1704). Württembergischer Pietist und kirchlicher Praktiker* zwischen Spener und den Separatisten (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 37), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1999, 232 S., Ln. geb., ISBN 3-525-55821-X.

Das für die Kirchengeschichte wie für die Praktische Theologie interessante Buch des württembergischen Pfarrers Wolfgang Schöllkopf (geb. 1958) ist als theologische Dissertation in Münster entstanden und wurde 1998 angenommen.

Es ist ein Beispiel dafür, daß man auch heute noch, ältere und neuere Forschungsergebnisse verarbeitend, eine gehaltvolle Biographie schreiben kann, ohne sich im Detail zu verlieren, aber auch ohne nach dem ersten Lebensdrittel der behandelten Gestalt abbrechen zu müssen. Hedinger gehört zu den bedeutenden, aber erst wenig erforschten württembergischen Pietisten. Über das Herzogtum hinaus gewann er durch seine Schriften und seine Professur in Gießen (1694–1699) Bedeutung.

Der Vf. behandelt zunächst, von der Wirkungsgeschichte einschließlich der zahlreichen Hedinger-Legenden ausgehend, die Biographie des leider früh verstorbenen Mannes auf ihrem historischen Hintergrund. Dabei kann er an verschiedenen Stellen Irrtümer aufdecken, denen die bisherige Hedinger-Forschung – auch der Rezensent – aufgesessen ist. Erfreulich ist, daß bei der Behandlung der Ehe Hedingers seine Frau Christina Barbara geb. Zierfuß als eigenständige Person und bedeutende Frau des Pietismus gewürdigt wird.

Als „kirchlicher Praktiker“ wird Hedinger sodann im 2. Teil der Arbeit unter sieben Gesichtspunkten in den Blick genommen. Der Verfasser behandelt zunächst Hedingers befürwortende Haltung zu den damals offiziell noch verbotenen pietistischen Konventikeln. Danach werden die Katechetik, die Homiletik und die Poimeinik Hedingers vorgestellt. Der Verfasser, der Hedinger als „Übersetzer der pietistischen Theologie Speners in die Felder der Praktischen Theologie“ (115) begreift, setzt sich ferner mit Hedingers Gesangbuch und den von ihm gedichteten Liedern auseinander. Besonders wichtig ist, wegen der damit verbundenen Kontroversen, das Thema „Bibelausgaben Hedingers“. Der Verfasser weist auf kirchen- und obrigkeitskritische Aussagen Hedingers hin, beobachtet eine „Tendenz zur Pädagogisierung theologischer Inhalte“ (137) und behandelt die für Hedinger wichtigen Fragen der endzeitlichen Judenbekehrung und der Teilnahme des Judas beim letzten Mahl Jesu. Abschließend wird „Hedingers Position als Theologe des württembergischen Pietismus“ differenziert zu bestimmen gesucht. Hedinger war „ein treuer Schüler Speners“, und es ging ihm um die „grundlegende Reform des kirchlichen Lebens in allen seinen praktischen Bereichen“, aber Hedinger war „kein systematischer Theologe“, er ging mit dem Text der Luther-Bibel „ohne hermeneutische Überlegungen“ pragmatisch